



Wandmalerei im philippinischen Gefängnis Manila City Jail.

Theologische Ausbildung im chinesischen Kontext

Dozent

Projekt-Nr. 222.1012

27. Rundbrief

März 2020

Tobias Brandner

Hongkong

Liebe Leserinnen und Leser

Hongkong geht durch eine schwierige Zeit, vielleicht die schwierigste Zeit, die ich in den 24 Jahren meines Lebens in Hongkong erlebt habe: Getroffen wie von drei Faustschlägen in die Magengrube; die Protestbewegung gegen die zunehmende Einmischung Chinas in die internen Hongkonger Angelegenheiten, der Handelskrieg zwischen den USA und China und jetzt der Coronavirus. Über die Protestbewegung habe ich bereits in meinem letzten Rundbrief berichtet. In diesem Brief möchte ich zuerst kurz zusammenfassen, wie es mit der Protestbewegung weitergegangen ist und wie es sich lebt in einer von Angst vor dem Virus geprägten Stadt. Aber vor allem möchte ich Euch erzählen, was mich sonst im vergangenen Jahr beschäftigt hat, denn trotz aller Schwierigkeiten, durch die Hongkong geht, versuchen wir, so wie viele andere Menschen, so weit wie möglich Normalität aufrechtzuerhalten.

Proteste und die Zukunft Hongkongs

Seit den Geschehnissen im November, als unsere Universität einer der Schauplätze der Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Demonstrant*innen wurde, hat sich die Lage langsam beruhigt. Seit dem Ausbruch der Coronavirus-epidemie haben sich die Proteste weiter verringert, da die Leute Menschenansammlungen meiden. Doch der Unmut ist geblieben: Hongkong fühlt sich von China kolonisiert; die vertraglich versprochene Selbstverwaltung wird zunehmend ausgehöhlt. Immer offensichtlicher mischt sich China in lokale Entscheidungsbereiche ein. Die Polizei hat das Vertrauen verspielt, weil sie mit Gewalt die Interessen Chinas und der ihr loyal ergebenden Lokalregierung vertritt. Gleichzeitig schürt das Modell China mit seinem übermächtigen und sich alles unterordnenden totalen Überwachungsstaat nicht nur international, sondern vielleicht mehr noch lokal Misstrauen. Die Menschen in Hongkong möchten mit aller Deutlichkeit vermeiden, in einem Staat zu leben, wo die zivilen Rechte so massiv beschnitten werden wie in China.

Im Herbst 2014, als viele Menschen mit der friedlichen Besetzung des zentralen Geschäftsviertels – «Occupy Central» – für mehr Demokratie demonstrierten, waren die Kirchen in ihrer Unterstützung dieser Bewegung eher gespalten. Im Gegensatz dazu unterstützten die Kirchen die jüngsten Protestbewegungen jedoch mehrheitlich. Ich habe mich dazu in kirchlichen und anderen Medien geäußert (siehe zum Beispiel: «Hongkong wäre lieber britisch als chinesisch» – reformiert.info, www.reformiert.info/de/recherche/lhongkong-waere-lieber-britisch-als-chinesischr-18485.html) und auch im letzten Rundbrief darüber geschrieben.

Ob grössere Proteste wieder aufflammen, wenn sich die Angst um den Coronavirus gelegt hat, ist unmöglich zu sagen. Meine Prognose ist, dass sie, wenn auch vermutlich in geringerer Form, weitergehen werden, da deren Ursachen gänzlich ungelöst sind. Neben dem wirtschaftlichen Schaden, den die Menschen bisher weitgehend bereit waren, in Kauf zu nehmen, hat die Protestbewegung die Identität der Menschen Hongkongs klar gestärkt. Sie nehmen sich mehr als früher als unterschiedlich zu Festlandchina wahr.

Benny Tai, ein Rechtsprofessor an der Hong Kong University und Initiator der Occupy Central Bewegung hat mir einmal erklärt, dass er zwar pessimistisch sei gegenüber einem Erfolg der Demokratiebewegung in naher Zukunft, doch es gehe ihm und seinen Kolleg*innen darum, die politische Identität der Hongkonger*innen zu stärken, um, wenn der Zeitpunkt einmal gegeben ist, auf der Basis dieser von China unterschiedenen Identität demokratischen Fortschritt zu erzielen.

Leben in einer von Epidemieangst geprägten Stadt

Seit mehreren Wochen geht nun die Coronavirusepidemie um und hat unterdessen weite Teile der Welt erreicht. Vieles von dem, was ich hier schreibe, ist unterdessen auch für Euch in Europa selbstverständlich geworden. In Hongkong erinnern sich viele Menschen an die SARS-Epidemie vor 17 Jahren, was der jetzigen Epidemie etwas von ihrer Neuartigkeit nimmt. Vor allem hat dieser Hintergrund die Leute dazu geführt, den Virus sehr früh ernst zu nehmen und die notwendigen Massnahmen zu beschliessen.

Der erste Fall tauchte in Hongkong schon am 23. Januar auf, mehr als einen Monat vor der Schweiz. Doch bisher sind nur um die 150 neue Fälle aufgetaucht. Zudem achten die Leute sehr darauf, dass sie nicht andere Menschen anstecken. Sie sind sich bewusst, dass es bei all den Massnahmen weniger um die Vermeidung einer eigenen Ansteckung geht, als darum zu vermeiden, dass man zum Ansteckungsherd für andere Menschen wird.

Wie bei Euch unterdessen ebenso ist das Gemeinschaftsleben – von kirchlichen Aktivitäten bis zu gemeinschaftlichen Feiern – stark reduziert: Sitzungen werden gestrichen oder, falls dringend nötig, über Video abgehalten. Die Geschäfte, öffentlichen Transportmittel und Strassen sind so ruhig wie in früheren Jahren nur während der chinesischen Neujahrszeit. Alle Menschen im öffentlichen Raum laufen mit Gesichtsmasken rum, eben weniger zum Selbstschutz als, um zu vermeiden, dass man andere ansteckt. Falls Ihr also in Europa Asiat*innen mit Gesichtsschutz seht, denkt daran, dass sie das nicht so sehr aus Angst vor Infektionen tun, als vielmehr aus Respekt gegenüber den Mitmenschen, weil sie

vermeiden wollen, andere anzustecken. Eine Gesichtsmaske zu tragen, ist zu einer grundlegenden Form des zwischenmenschlichen Respekts geworden und so tragen auch wir eine solche, wenn wir unterwegs sind, damit sich andere Menschen sicherer fühlen.

Angesichts all der Düsternis gibt es doch einige humoristische Lichtblicke:

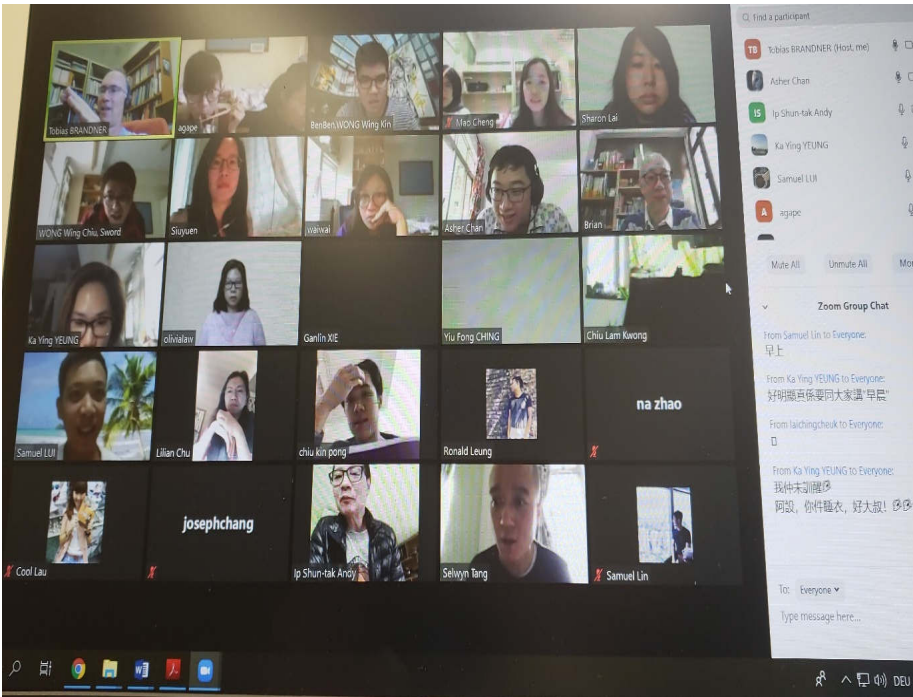
Am 4. Oktober letzten Jahres erliess die Hongkonger Regierung ein Antivermummungsverbot. Zuwiderhandlungen sollten mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft werden. Vier Monate später laufen alle Menschen in Hongkong vermummt rum und demonstrieren die Lächerlichkeit dieses Versuchs, die Proteste zu ersticken.

Auch hat China in den vergangenen Jahren enorme Anstrengungen unternommen, die Menschen auf Schritt und Tritt zu überwachen. Eine Unzahl von Kameras über den gesamten öffentlichen Raum verstreut, erfassen über Gesichtserkennung ständig jeden Menschen. Seit alle Menschen in China vermummt rumlaufen, sind die Kameras quasi erblindet.

Unser Leben wird von der Epidemie stark beeinflusst, auch wenn wir persönlich keine Angst haben: Meine Frau Gabi hat für ihre Firma, die Stadt- und Landtouren für Tourist*innen organisiert, keine Buchungen mehr. Die ganze Touristikbranche liegt brach. Unsere Tochter Pina hat in ihrer Schule komplett auf Unterricht übers Internet umgestellt. Jeden Morgen logt sie sich pünktlich zum Schulbeginn zu Hause in den Computer ein und hat sich ganz gut an diese Lernform gewöhnt. Im Universitätscampus, wo wir wohnen, hat sie genügend Spaziermöglichkeiten, um die «Sesshaftigkeit» des Unterrichts von zu Hause aus zu kompensieren.

Auch ich halte meine Lehrveranstaltungen online ab: Ich nehme meine Vorlesungen am Computer per Video auf und lade sie auf eine Lern-Plattform, zu der die Studierenden Zugang haben. Seminardiskussionen führe ich per Video (Zoom). Ansonsten habe ich eine eher ruhige Zeit: Konferenzen und andere akademische Veranstaltungen sind abgeblasen, Gottesdienste im Gefängnis sind untersagt, Sitzungen sind aufs Minimum reduziert.

Die Epidemie trifft Hongkong zu einer schwierigen Zeit und viele Menschen machen sich Sorgen um die Zukunft der Stadt. Viele haben schon als Folge der Protestbewegung Hongkong verlassen, dieser Trend hat sich jetzt noch verstärkt. Unter denen, die wegziehen, sind nicht nur ausländische Mitarbeiter*innen, sondern auch viele Hongkonger*innen, die einen ausländischen Pass haben. Die meisten Menschen befürchten, dass die Situation nicht grundlegend besser wird, auch wenn sich die Epidemie in einigen Wochen hoffentlich legen wird.



Einen Teil meiner Klasse vor mir auf meinem Bildschirm.

Gefängnisbesuche in Hongkong

Meine Gefängnisbesuche gehen im gewohnten Stil weiter. Die Gefängnisverwaltung erlaubt mir, auch während der Coronavirusepidemie weiterhin Gefangene zu besuchen, doch kann ich keine Freiwilligen mehr mit mir nehmen. In den letzten Jahren ist das Gefängnis mehr noch als früher zu einem wichtigen sozialen Brennpunkt geworden und das öffentliche Interesse daran gewachsen. Zum einen sind einige hohe ehemalige politische Amtsträger aufgrund von Verurteilungen für Korruption ins Gefängnis gekommen. Zum anderen sind mehrere politische Aktivisten, die während der Occupy Central Bewegung eine führende Rolle gespielt hatten, zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Unter ihnen war auch ein Parlamentarier, der während seiner Zeit im Gefängnis ein Buch über seine 163 Tage in Gefangenschaft schrieb. Es war beeindruckend, wie viele dieser Politiker sich während des Gefängnisses in theologische Fragen vertieften und theologische Lektüre lasen – von Jürgen Moltmanns Theologie der Hoffnung zur spirituellen Literatur von Thomas Merton oder Henri Nouwen. Gleichzeitig gibt es Anzeichen, dass der stärkere öffentliche Bezug zum Gefängnis zu



*Mit einer Gruppe von Student*innen auf dem Weg zu einem Gottesdienst im Gefängnis. Vorne rechts meine Söhne Elia und Joel, die bei uns zu Besuch waren und mit ins Gefängnis kamen.*

neuen Impulsen in der Gefängnisreform, für die ich mich seit vielen Jahren einsetze, führt.

Für mich ist über all die vergangenen Jahre hin die Zusammenarbeit mit kirchlichen Freiwilligen sehr wichtig geworden. Viele dieser ehrenamtlichen Besucher*innen spielen eine wichtige Rolle dabei, Versöhnung zu bewirken, wie die folgende kleine Geschichte zeigt:

Ah-Kong ist ein junger Mann und wirkt auch nach 15 Jahren im Gefängnis noch jung und auf eine sympathische Art etwas flegelhaft. Wenn ich ihn sehe, gibt er mir jeweils einen kräftigen Schlag auf

die Brust und umarmt mich. Er ist im Gefängnis wegen eines Morddelikts. Im Streit brachte er seinen Nachbarn um. Seine Familie hat sich weitgehend von ihm abgewendet. Teils weil seine Mutter damit beschäftigt war, sich um den Vater zu kümmern, der einen Schlaganfall hatte und halbseitig gelähmt wurde, doch vielleicht mehr noch, weil sie von ihrem Sohn tief enttäuscht war. Als sie 2012 an einen neuen Ort zog, konnte Ah-Kong seine Mutter auch durch Briefe nicht mehr erreichen. Einige Jahre später starb auch der Vater, ohne dass der Sohn etwas davon gewusst hätte.

Vor zwei Jahren bat Ah-Kong eine meiner Freiwilligen, Kitty, darum, die Mutter anzurufen. Die Telefonnummer seines Elternhauses war der einzige Kontakt, den er noch hatte, doch er konnte vom Gefängnis aus nicht selbst telefonieren. Es stellte sich heraus, dass diese nicht geändert hatte. Es gelang dieser Freiwilligen, mit der Mutter eine Beziehung aufzubauen, die ihr erlaubte, ihre Enttäuschung allmählich abzubauen und ihren Sohn wieder anzunehmen. Noch immer muss Ah-Kong seine Briefe an seine Mutter über Kitty leiten, weil seine Mutter ihr Misstrauen noch nicht ganz ablegen kann und ihm ihre Adresse noch nicht mitteilen will. Doch hat sie angefangen, ihren Sohn regelmässig zu besuchen und baut allmählich neues Vertrauen zu ihm auf.

Besuche in Gefängnissen Südostasiens

Eine für mich besondere Entwicklung war, dass ich die Verknüpfung von akademischer Forschung und Gefängnisarbeit in den vergangenen Jahren weiter vertiefen konnte – nicht nur wegen all dieser an Theologie interessierten Gefangenen und wegen meiner Student*innen, die mich regelmässig ins Gefängnis begleiten. Im Sommer 2018 hatte ich von meiner Universität einen Forschungsbeitrag erhalten, um Religion und Glauben in den Gefängnissen Südostasiens zu studieren. Dies ermöglichte mir, mehrere Gefängnisse in der Region zu besuchen, wobei ich besonders in den Philippinen und in Indonesien erstaunlich einfach Zugang zu Gefängnissen fand. Ich konzentrierte deshalb einen wichtigen Teil dieses Projektes auf Gefängnisse in den Philippinen und verbrachte einige Wochen dort, um Gefangene in zwei Gefängnissen zu besuchen; in einem Untersuchungsgefängnis im Herzen Manilas, dem *Manila City Jail*, und im Strafvollzugsgefängnis im Süden Manilas, dem *New Bilibid Prison*. Durch den Drogenkrieg unter Präsident Duterte sind die Gefangenenanzahlen in den letzten Jahren dramatisch gestiegen und entsprechend sieht es in den Gefängnissen aus. Ich habe über einige der Eindrücke in der NZZ ausführlich geschrieben (siehe Arti-

kel: «Philippinen: Selbstverwaltung im überfüllten Gefängnis», www.nzz.ch/international/philippinen-selbstverwaltung-im-ueberfuellten-gefaengnis-ld.1469973)

Das *New Bilibid Prison* ist mit 19'000 Insassen in der Hochsicherheitsabteilung möglicherweise das gemessen an der Zahl der Insassen weltweit grösste Gefängnis. Die meisten dieser Insassen sind zu einer lebenslänglichen Strafe verurteilt, was etwa 20 bis 30 Jahre Gefangenschaft bedeutet. Die Lebensbedingungen sind miserabel – die Insassen müssen die Nacht Körper an Körper auf engem Raum verbringen und der knappe Raum ist ein Brutherd für die Verbreitung von ansteckenden Krankheiten. Doch was mich trotz all des Elends beeindruckt hat, ist, dass ein relativ entspanntes, friedliches und weitgehend gewaltloses Zusammenleben möglich ist.

Die Kirchen spielen dabei eine wichtige Rolle: Obwohl die über 19'000 Insassen im *New Bilibid Prison* auf einer Fläche von nur 300 x 300 Meter leben, hat es doch Platz für über zwanzig Kirchen. Es gibt jeden Tag eine Unzahl kirchlicher Aktivitäten, die von den Insassen organisiert und gelegentlich von kirchlichen Besucher*innen von aussen unterstützt werden. Ich traf mehrere Insassen, die während ihrer Zeit im Gefängnis zu Pfarrern einer Kirche wurden und seither ihre Mitinsassen ermutigen. Die Glaubensgemeinschaft hilft den Insassen, den Tag



Zumba-Tanz im Manila City Jail, um 8 Uhr morgens: Auf der Bühne stehen neben der Tanzinstrukturin auch der Gefängnisdirektor, einige Angestellte in Ausbildung und einige der transsexuellen Insassen. Foto: Tobias Brandner

zu strukturieren und gibt ihnen ein Gefühl der Normalität. Sie hilft ihnen zudem, am Wert des Lebens und an Zielen festzuhalten und Sinn in ihrem Leben zu finden. Interessant war für mich, dass auch Gangs von Insassen zum friedlichen Zusammenleben beitragen, im Gegensatz zu der Rolle von Insassenbanden, wie sie aus Lateinamerika bekannt sind.

Neben den Kirchen spielt Musik und Tanz eine weitere wichtige Rolle im Leben der Gefangenen. Beim Gang durch das Gefängnis traf ich wiederholt Gruppen, die der Hoffnungslosigkeit der Gefangenschaft Musik und Tanz entgegensetzten. Vor allem Zumba-Tanz wird regelmässig praktiziert. Im Manila City Jail kommt jeden Morgen auf Einladung der Gefängnisverwaltung eine Tanzlehrerin von aussen und tanzt mit den Insassen eine Stunde lang. Bei dieser Gelegenheit tanzen auch der Gefängnisdirektor und einige der Aufseher auf der Bühne mit, zusammen mit einigen der besonders tanzfreudigen Insassen.

«God knows my pain»

Ähnlich beeindruckend war ein Besuch in einem Frauengefängnis in Jakarta, Indonesien. Neunzig Prozent der etwa 400 Insassinnen dieses Gefängnisses sind wegen Drogenkriminalität im Gefängnis. Auch hier finden tägliche, von den Frauen weitgehend selbst organisierte, Gottesdienste statt. Gelegentlich kommen Freiwillige von Kirchen draussen dazu. Mit einer solchen Gruppe konnte auch ich das Gefängnis besuchen. Fast ein Viertel der Frauen nehmen an den täglichen Gottesdiensten teil. Auch hier spielt Musik eine grosse Rolle. Eine Frau aus Europa komponierte ein Lied im Rap-Stil, welches sie auf Englisch und Indonesisch vortrug: «God knows my pain – from the darkness to the light – when I'm walking in the rain – God knows my pain.»

Danach beteten die Insassinnen gemeinsam für eine der Frauen, deren Ehemann sich scheiden lassen möchte und damit der ganzen Familie schadet. Die Besucherinnen, denen ich mich anschliessen konnte, beteten individuell mit den Frauen. Die Kirche ist ein therapeutischer Ort, in dem viele der Insassinnen gemeinschaftlich Trost erleben und gegen all die sie umgebende Dürsterkeit an-singen und anfeiern. Nur der Pfarrer erschien mir etwas quer zu dieser heilsamen Stimmung zu stehen: Er predigte gegen homosexuelle Beziehungen, die in diesem Gefängnis offensichtlich weit verbreitet sind.



Im Gottesdienst im Frauengefängnis Jakartas gemeinsam mit Joyce Manarisip (li), Koordinatorin von Mission 21 für das Kooperationsprogramm Asien.

Insgesamt fand ich die Qualität des Lebens in diesem Gefängnis besser als das verbreitete Bild von Gefängnissen. Die Frauen ermutigen sich gegenseitig und versuchen, ein Stück weit Normalität in einem abnormalen Ort zu leben. Mein kurzer Besuch gab mir den Eindruck, dass Insassinnen und Gefängnisverwaltung sich gemeinsam bemühen, den Schmerz der Inhaftierung zu lindern. Traurig ist vor allem, dass die Gerichte sehr langsam arbeiten und damit viele Insass*innen über Jahre auf das Urteil warten müssen und dass Drogendelikte in vielen Ländern Ost- und Südostasiens mit enorm langen Gefängnisstrafen oder gar der Todesstrafe geahndet werden.

Ansonsten...

In den vergangenen Monaten hatten wir einigen Besuch aus der Schweiz und wir geniessen es weiterhin, ihnen unser uns lieb gewordenes Hongkong zu zeigen. Mit unseren Kindern Joel und Elia, die in Europa studieren, stehen wir in regelmässigem Kontakt. Joel ist im zweiten Teil seines Architekturstudiums in Zürich. Elia studiert weiterhin Geschichte in Konstanz.

Ein trauriger, aber auch schöner Abschied war, als Shirley Lutz-Shen, die Frau unseres langjährigen Kollegen Hans Lutz, anfangs letzten Dezembers nach längerer Krankheit verstorben ist. Ende Dezember fand die Abdankung statt und es war beeindruckend, wie viele Menschen daran teilnahmen. Hans Lutz hat durch die Jahre hinweg sehr viele Menschen erreicht und sie alle wollten ihn in diesem Moment unterstützen.

Ich wünsche Euch allen gute Gesundheit und, trotz aller Viren und damit verbundenen Ängste, einen schönen Frühling. Am vergangenen Sonntag predigte ich zur Geschichte von Jesus, der sich 40 Tage lang in die Wüste zurückzieht – quasi eine Quarantäne. Es ist eine Geschichte, die typischerweise in der Fastenzeit gelesen wird. Ich hoffe, dass diese Zeit des Rückzugs und der Vermeidung sozialer Kontakte auch für Euch alle zur inneren Stärkung führt, wie das bei Jesus der Fall war.

Euer Tobias Brandner



Meine Familie. (Foto: Tobias Brandner)

Spenden können gerne auf eines der folgenden Konten überwiesen werden
(für projektgebundene Spenden bitte Projektnummer 222.1012 angeben):

Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270, CH-4009 Basel

Schweiz: PostFinance, SWIFT POFICHBE, IBAN CH58 0900 0000 4072 6233 2

Deutschland: Sparkasse Lörrach-Rheinfelden,

SWIFT SKLODE66, IBAN DE39 6835 0048 0001 0323 33

Impressum	Mission 21 setzt Zeichen der Hoffnung für eine gerechtere Welt. Wir engagieren uns weltweit für die Friedensförderung, bessere Bildung, Gesundheit und gegen Armut, besonders für Frauen und Mädchen; und wir leisten Bildungsarbeit in der Schweiz. Wir sind tätig in langfristig angelegter Entwicklungszusammenarbeit sowie in Nothilfe und Wiederaufbau. Als internationales christliches Werk stehen wir in 20 Ländern in Afrika, Asien und Lateinamerika im Einsatz, gemeinsam mit unseren über 70 Partnerkirchen und Partnerorganisationen, in mehr als 100 Projekten.
Herausgeber: Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270, 4009 Basel, Schweiz Alle Bilder © Mission 21, sofern nicht anders erwähnt.	
Tobias Brandner	
Flat S2 Chung Chi Staff Quarter Chinese University of Hong Kong Shatin, N.T.	
Hongkong	
Tel: +852 27 15 71 42	
E-Mail: tobiasbran@gmail.com	